

29. Juli 2018, 18:38 Kunst

# Was vom Spiele übrig bleibt

**Drei Monate lang brachte "Public Art Munich" Kunst in den öffentlichen Raum - nicht sichtbar genug**

*Von Evelyn Vogel*

Nun ist es also zu Ende, das drei Monate währende Programm "Public Art Munich", kurz PAM. Ein Programm zur Kunst im öffentlichen Raum, welches das Verständnis solch innerstädtischer Interventionen in bislang nicht gekannter Form erweitert hat. Denn während bei Konzert und Theater gerne "das Erlebnis des Augenblicks" und der "einmalige, nicht wiederholbare Moment" gefeiert wird, erwartet man von der Bildenden Kunst nach wie vor, dass sie irgendwie beständige Kunstwerke schafft: Bilder an der Wand, Skulpturen im Museum oder in der Landschaft, eine unveränderliche Installation, Fotografien oder Videos. Damit kommt auch der Kunstmarkt nach wie vor besser zurecht. Dass dies aber längst nicht mehr allein der künstlerischen Realität entspricht, dass Künstler immer experimenteller arbeiten, wird dabei oft ausgeblendet.

Die Kunst des 21. Jahrhunderts ist sehr viel performativer und damit ephemerer geworden. Auffällig unter Beweis gestellt haben dies beispielsweise im vergangenen Jahr die "Skulptur Projekte Münster", die den Begriff der Skulptur in einem erweiterten Sinne definierten. Bei jener seit 1977 im Zehn-Jahres-Rhythmus stattfindenden 100-Tage-Schau bestanden zahlreiche Beiträge nicht aus Objekten, die in der Landschaft standen, sondern aus temporären Installationen und performativen Akten. Zwar konnte man sie in der Regel doch irgendwie über die gesamte Dauer der "Skulptur Projekte" anschauen, doch unterlagen sie häufig einer kontinuierlichen Veränderung.

Die Stadt München hat viel Mut bewiesen, als sie das von der Kuratorin Joanna Warsza entwickelte performative Konzept akzeptierte und das Kulturreferat dafür 1,1 Millionen Euro bereitstellte. Die Münchner Kunst-Biennale "Game Changers" sollte die Stadt Woche für Woche in einen Performance-Parcours verwandeln. Von Ende April bis Ende Juli, also drei Monate lang. Jede Aktion ein neuer Künstler, ein neuer Ansatz, immer nur für einen, maximal drei Tage lang. Als das Kulturreferat das Projekt im Herbst 2016 vorstellte, war noch von sieben Monaten die Rede. Damit wäre es ähnlich lang gewesen wie die Vorgängerveranstaltung "A space

called public", die von März bis Oktober 2013 stattfand und ähnlich viel kostete.

Leider, so muss man sagen, ist PAM in der Stadtgesellschaft nicht angekommen. Nicht einmal beim üblichen kunstinteressierten Volk, geschweige denn bei Menschen, die sich weniger für Kunst interessieren. Fragte man Künstler, Kunstsammler oder die Adabeis der Szene, ob sie schon bei PAM waren, erntete man bis zuletzt fragende Blicke und ein Achselzucken: "PAM was? - Nie gehört."

Woran lag's? Zu wenig Werbung? Hat die Stadt selbst nicht genug getan, um "Public Art Munich" bekannt zu machen? Waren die Projekte zu leise, nicht spektakulär genug? Sind die Münchner, deren Kunstszene als selbstgenügsam gilt, nicht neugierig genug? Natürlich darf man den Erfolg einer solchen Kunstaktion nicht an irgendeiner Quantität, auch nicht der der Besucher festmachen. Insbesondere, wenn es sich um ein neues Format handelt. Schnell fällt einem da das gar nicht so unähnliche Schicksal der Kammerspiele ein, wo Intendant Matthias Lilienthal der Münchner liebstes Theater mit einem politisch-diskursiven Ansatz verändern und in die Stadtgesellschaft hinein öffnen wollte. Nun wird er keine zweite Amtszeit anstreben, weil ihm die von der CSU dominierte Stadtratsmehrheit nicht mehr zutraut, die Sache noch zu einer Erfolgsstory zu machen. Manche sagen: Das wäre eh nix mehr geworden. Andere sagen: Es hätte mehr Zeit gebraucht.

Ähnliches ist bei PAM zu hören. Es ist erst die zweite Biennale für Kunst im öffentlichen Raum in dieser Stadt. Und es ist das erste Mal, dass ein derart radikales Konzept verfolgt wurde. Die einzige Konstante der Schau war ein Pavillon der Künstler Flaka Haliti und Markus Miessen auf dem Viktualienmarkt, in dem einzelne Events stattfanden und in dem die gesamte Kunstaktion in dokumentarischem Material ihren Niederschlag fand.

Und doch kann man auch Einzelkritik üben. Vielen war das Konzept nicht sinnlich genug. Manche Projekte waren zu verkopft. Das Programmheft ließ viele ratlos zurück: zu konventionell in der Optik, zu verquast in den Texten. Neben Spielorten wie den großen Sportstadien, der Theresienwiese, einem Luxushotel, einer Moschee, dem Amerikahaus und der Kunstakademie hatte die Kuratorin Joanna Warsza - gegen alle München-Klischees - auch "widerständige und anarchische Ecken" ausgemacht. Wie etwa den überkonfessionellen Schwarzbau der Ost-West-Friedenskirche von Väterchen Timofeij nahe dem Olympiastadion. Bei den Projekten sollte Geschichte ins Jetzt übersetzt werden, sollten sich Vergangenheit und Gegenwart begegnen und im besten Fall einen Paradigmenwechseln anstoßen, aus dem Blickwinkel einer Stadt, die Zeugin immenser ideologischer, soziopolitischer und symbolischer Wendepunkte war.

Der Auftakt im Olympiastadion war zwar nicht fulminant, stimmte aber optimistisch, denn es war spannend, sich selbst zu beobachten, wie die Bilder im Kopf entstanden. Und immerhin fanden einige hundert interessierte Besucher den Weg zu Massimo Furlans Reenactment der Fußballpartie zwischen der DDR und der BRD bei der Weltmeisterschaft im Jahr 1974. Die größte Überraschung des Abends war, dass sich Franz Beil in der Rolle des DDR-Spielers Jürgen Sparwasser schon in der ersten Viertelstunde so verletzte, dass er nicht weiterspielen konnte. Zuschauer und Veranstalter aber hielten Beils minutenlanges hilfloses Herbeiwinken der Sanitäter für einen Teil der Performance!

Das Fußballspiel zwischen Jugendlichen in der Allianz Arena, bei dem sich die Akteure während des Spiels mit veränderten Regeln auseinandersetzen mussten, scheiterte nicht allein an der Technik der mit LED-Dioden gespickten Anzüge. Und der Ansatz von Cana Bilir-Meier in der Freimann-Moschee, die sich auf die Architekten und den Grundstein konzentrierte, war schlichtweg zu privat und zu naiv, um dem Ort - einer der immerhin geschichtsträchtigen und auch umstrittensten Moscheen der Stadt - gerecht zu werden. Einzig, dass das Archiv der Architekten nun ins Stadtmuseum kommt, wird für eine Erinnerung sorgen. Was man ansonsten von PAM leider nicht wirklich sagen kann.

**URL:** <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kunst-was-vom-spiele-uebrig-bleibt-1.4073959>

**Copyright:** Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

**Quelle:** SZ vom 30.07.2018

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an [syndication@sueddeutsche.de](mailto:syndication@sueddeutsche.de).